

Winterliche Festtage

Autor(en): **Ruckstuhl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **23 (1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rechtschreibung, auf nette, passende Wendung, auf richtigen Satzinhalt und endlich auf logischen Aufbau des Ganzen zu merken; schöner, träger Ausdruck, passende Einleitung und Schluss sollen obendrein nicht fehlen. Nicht wahr, eine grosse Arbeit für ein neunjähriges Kind! Ihm den richtigen Weg zu weisen, bedarf es ebenso inten-

siver methodischer Kleinarbeit und Vorbereitung. Unterlassungen, Unruhe und Hast, wie zu grosse Forderungen an die Schüler, müssen sich früher oder später rächen. Wer Freude an diesem wichtigen Fache erleben will, probier's! Glückliche Kinder werden's ihm danken!

St. Gallen.

J. Zingg.

Winterliche Festtage

Ausschnitte aus unsern Aufsatzstunden.

Der Festtage für Kinder sind viele im Winter und darunter solche, die alle übrigen des Jahres an Bedeutung und Erlebnisfülle ausstechen. Da taut auch die verschlossenste Kinderseele auf, und wie reich müsste es fliessen, wenn man diese Augenblicke in Wort und Schrift bannen könnte, wo das Kind das Leben am inbrünstigsten lebt, wo alle Saiten der kleinen Seele schwingen! Wohl die meisten von uns versuchen, die verrauschten Stunden solcher Festtage doch irgendwie zu beschwören, sie vom Kinde darstellen zu lassen. Aber ach, wie gering ist oft der Erfolg! Würden wir der Ursache des Misserfolges nachforschen, so ergäbe sich rasch, dass wir eben falsch gehandelt haben, dem Kinde sogleich nach dem schönen Erlebnis einen Aufsatz aufzubürden. Schöpferische Arbeit — und der Aufsatz ist genau betrachtet die einzige, die auf diesen Titel Anspruch erheben kann — lässt sich nicht diktieren, so wenig wie des Künstlers Muse sich kommandieren lässt. Hier muss der Schüler frei walten können. Nicht dass man ihm ständig Freiwahl des Themas geben solle, aber wenigstens ein sogenanntes Rahmenthema.

Im Winter also biete ich meinen Fünft- und Sechstklässlern ein Thema, das dem jugendlichen Schaffensdrang weiten Spielraum lässt: „Aus dem Adventskreis“. Mag nun der Klausmarkt, ein Schlittenunglück, die Mutter beim Krämchenbacken oder sonst etwas dargestellt werden, ich nehme

alles an, ja, es ist mir sogar recht, wenn möglichst viel verschiedene Themen bearbeitet werden. Nur dann habe ich die Sicherheit, dass ich keine Allerweltsarbeiten, sondern individuelle Aufsätze erhalte. Ein kurzes, freies Gespräch vor Beginn der Arbeit, um die schlummernde Erlebniswelt etwas zu wecken, ein kurzes Streifen der möglichen Themen kann zum Gelingen der Arbeit nur mithelfen. Sehr anregend wirkt auch das Vorlesen guter Leistungen früherer Schüler über ähnliche Gegenstände.

Nur ein Bruchteil der Klasse kommt nun auf die Festtage zu sprechen, und bestimmt sind es jene Kinder, die etwas Besonderes erlebt haben und denen das Besondere noch irgendwie nachklingt, zur schriftlichen Darstellung reizt. Einige von diesen Arbeiten meiner letztjährigen Fünft- und Sechstklässler möchte ich nun herausgreifen. Die Aufsätze sind durchaus nicht immer in der vorliegenden Fassung beim ersten Wurf so geworden. Bei manchen hat die gemeinsame Klassenkorrektur nachgeholfen; einige Schüler haben selber nach dem ersten Entwurf das Bedürfnis nach einer zweiten, besseren Fassung empfunden und sich dahinter gemacht und eine dritte Gruppe hat überhaupt, angespornt durch gute Leistungen der Mitschüler, ein zweites, völlig neues Thema in Angriff genommen. Die Glücklichen freilich, denen ein Thema „auf die Nägel gebrannt hat“, erringen's im ersten Wurf. Unter den folgenden Arbeiten kann man von allen Sorten finden.

Der Klaus kommt.

Es klang mit einer Pferdeschelle. Wir wurden bleich. Es klopfte. Herein! — — Und der Klaus trat herein. Den Sack stellte er auf den Boden und trat zu mir her. Bist brav gewesen? Nicht immer. Besser folgen, war sein Zuspruch. Er verlangte, dass ich ihm ein Gedicht aufsage. Ich konnte es nicht gut. Es war, als ob man Kabis und Kohl mische. Dieser Klaus hatte die „Mode“, einem über die Ohren zu „pfitzen“. — Am Gürtel befanden sich etwa zehn neue Stricke.

Und so nahm er jedes der Reihe nach dran. Nun sprach er: Wollt ihr auch etwas? Ja, war die Antwort. Sogleich leerte er Sachen aus in Hülle und Fülle. Wenn ihr nicht brav seid, so kann ich das Christkind schon noch abbestellen. Adiö!

Und wir nahmen die Sachen zusammen. J. S., 5. Kl.

Die kurze, sachliche Darstellung macht den Vorzug dieses Aufsatzes aus. Allerdings ist die Beobachtung noch schwach entwickelt, allein allzuviel kann man von einem Fünftklässler noch nicht verlangen.

Einen etwas gutmütigeren Klaus lernen wir im folgenden Aufsatz kennen.

Wenn der Klaus kommt.

Mutter und Kinder sitzen in der Stube beisammen. Die Mutter strickt Strümpfe und die Kinder durchblättern ein Bilderbuch.

Plötzlich schlägt jemand die Haustüre zu und von der Stiege her ertönt ein erbärmliches Stampfen. „Es ist der Klaus“, flüstern die Kinder einander zu. Der vierjährige Kärli verkriecht sich unter das Sofa, ohne dass die andern ihn bemerken. Jetzt pocht es an die Stubentür. Die Mutter macht auf. Und wer steht vor der Tür? Es ist wirklich der Klaus, die Kinder haben recht geraten.

Nun fragt er mit tiefer Stimme, ob die Kinder brav gewesen seien. „Ja,“ antwortet die Mutter, das Nähzeug auf die Seite legend, „man darf zufrieden sein mit ihnen.“ Jetzt wendet er sich zu den Kindern: „Sagt eure Sprüchlein her.“ Aber der unter dem Sofa verhält sich ganz ruhig. Wie nun die Kinder ihre Sprüchlein hergesagt haben und der Samichlaus den Sack mit den Nüssen, Äpfeln und Bibern und andern süßen Sachen geleert hat, kriecht er auch hervor. Der Niklaus achtet nicht auf ihn, sondern ermahnt die Kinder, dass sie brav bleiben. Dann sagt er der Mutter adieu und zieht polternd von dannen.

J. H., 5. Kl.

Dass der Knabe das Ereignis in der dritten statt in der ersten Person darstellt, ist nicht etwa das Fehlen eines wirklich zu Grunde liegenden Erlebnisses, sondern nur

eine Folge seiner Schreibgewandtheit, die sozusagen aus der lyrischen Ichform zur epischen Objektivität übergegangen ist. Man beachte nur den Bau einiger Sätze und man wird ohne weiteres Schreibgewandtheit herausfühlen. Der Knabe liest eben viel, was ihm den Reichtum der Formen und flüssigen Stil gibt. Leider hat er unnötige Wiederholungen nicht vermieden (Kinder). Unter den Verfassern guter Aufsätze wird man immer viele Vielleser finden. Das beweist zur Genüge die Wichtigkeit einer Klassenbibliothek und guter Lektüre. Interesse an Büchern wird allerdings nur jener Lehrer wecken können, der selber gerne sich geistig bereichert.

Eng fügt sich in den gleichen Themenkreis:

Am Klausmarkt.

Am Montag rüstete ich mich an den Klausmarkt. Es schneite was herunter mochte. Bald eilte ich nach Gossau. Nun erreichte ich das Dorf. Schon zeigten sich die von Leuten eingemauerten Stände. Auf diesem Platze kaufte ich ein Stück Brot und eine Wurst. Ich traf viele Leute, die ich kannte. Langsam drückte ich mich gegen die Buden. Dort waren einige kleine Rösslein, eine Schaukel und noch viele Fahrzeuge zu sehen. Weiter vorn stand eine Pferdehalle. Nun besuchte ich einmal diese.

Die Reitkarte kostete 30 Rappen. Ich löste sie und ging hinein. Ich glaubte sofort aufsteigen zu können, aber das konnte ich nicht, denn fast allemal, wenn ich aufsteigen wollte, zog mich wieder jemand herunter oder ich war zu spät. Und so ging es eine ganze Stunde, bis ich aufsteigen konnte. Als die Pferde anhielten, stieg ich ab und machte mich bald auf den Heimweg.

E. F., 6. Kl.

Auch hier keine poetisch verbrämte Schilderung, sondern eher eine bedächtige Feststellung nackter Tatsachen. Typisch für die gediegene Armut des Schreibers, dass er sich eine Wurst und ein Stück Brot kaufte statt der üblichen Schleckwaren. — Die Beobachtung ist noch wenig entwickelt. Er schreibt nichts von seinem Pferde, nichts von der Reithauer, von den Leuten, die ihn zurückhielten, nichts, wie ihm die Sache gefallen usw. Freilich liegt es bei dem primitiven Milieu, in welchem er aufwächst,

auch nicht in seiner kargen Art, ein Wort mehr zu machen als unbedingt nötig. Er ist auch sonst wie alle seine Geschwister sehr verschlossen. Die sachliche Feststellung des Allernotwendigsten muss genügen.

* * *

Dass es dem Kinde gar nicht darauf ankommt, wann es ein Thema gestaltet, sondern dass man ihm einfach die richtige Anregung geben und den richtigen Augenblick erfassen muss oder vielleicht auch erraten, zeigt der folgende Aufsatz. Der Bezirksinspektor gab als Thema für den Examenaufsatz „Was ich beim Bäcker (Metzger) gesehen habe“. Es durfte indessen auch etwas mit dem Thema nahe Verwandtes geschrieben werden, z. B. Metzgete, also derselbe Gegenstand aufs Häusliche übertragen. Eine Schülerin hat nun in ihrer Gewissenhaftigkeit den Titel des Themas genau übernommen, obwohl sie sonst sehr gern selbständig gestaltet und leicht eine originellere Ueberschrift zu ihrer guten Stegreifarbeit hätte finden können.

Was ich beim Bäcker beobachtet habe.

Vor etlichen Monaten kam der Onkel zu uns, um hier Süßigkeiten zu backen. Er sprach: „Zum ersten brauche ich Mehl, Eier, Zitronat und Orangeat, Butter und Backpulver. Ich frage ihn, ob ich ihm nicht ein wenig behilflich sein könnte. Es wurde mir erlaubt. Also hackte ich Orangeat und Zitronat fein. „Bist no nüd fertig, i bruchs!“ scholl's hinterm Tisch hervor. —

„Im Augenblick“, gab ich gelassen zurück. Bald war ich fertig damit. „Rühr mir Eiweiss zu steifem Schnee“, kommandierte der weiss uniformierte Onkel Konditor hinter einer Teigschüssel hervor. Auch diese Arbeit fiel zu seiner Zufriedenheit aus. — Was weiter geschah, weiss ich nun nicht, denn die Mandeln waren vergessen gegangen. Als ich von meinem Botengang zurückkehrte, war alles im Ofen. Also wurde der „Bäcker-Handlanger“ entlassen. Denn nun war keine Arbeit mehr da. Ich trollte mich davon. Zum z'Vesper gab's Aepfel- und Käsefladen. Dann buck er noch Schwabenbrot und Mailänderli.

Die Mutter hatte sich vorgenommen, sie auf Weihnachten zu behalten, aber es kamen täglich heimliche Liebhaber, um der Biskuitdose ein Besüchlein abzustatten. An Weihnachten waren alle aufgeessen.

G. L., 6. Kl.

Da es sich hier um eine Stegreifarbeit handelt, muss man über einzelne Mängel hinwegsehen. Diese erscheinen übrigens gering neben der originellen Sprache und Darstellung. — Solche Stegreifarbeiten erhält der Lehrer nicht alle Tage. Sie sind aber auch zum verschwindend kleinen Teil sein Verdienst, weil die vorzügliche Begabung der Schülerin, die ein Ausnahmefall ist, die Hauptsache geformt hat.

* * *

Genau gleich wie aus dem Adventskreis kann ich auch ein Rahmenthema geben „Aus dem Weihnachts- und Neujahrskreise“, oder denselben Stoff unter einem andern Titel. Auch da sind wieder die verschiedensten Darstellungen möglich. Zunächst kommt das Klassengespräch natürlich auf den heiligen Abend, auf den Silvestertag, auf das Neujahr zu sprechen. Und verschiedene Schüler werden auch Erlebnisse aus diesem schönen Rahmen wählen und im Aufsatz beschreiben. Gäbe ich nun aber allen als Pflichtaufgabe „Meine Weihnachten“ oder „Neujahrstag“, so müssten alle andern einen Vorentwurf behandeln, zu dem sie im Augenblick kein Verhältnis haben oder mindestens ein solches, das zu wenig bindend wirkt, um sich in schöpferischer Arbeit auswirken zu können. Und dazu noch erhielte ich eine Schablonenarbeit. Ja, auch das wäre „Gleichschaltung“!

Auch die Schülerin, die den nachfolgenden Aufsatz geschrieben hat, ist ihrer früheren Aufsatzpraxis noch nicht restlos entronnen, aber immerhin stechen einzelne individuelle Züge heraus.

Am Weihnachtsabend.

Am Weihnachtsabend schlüpfte ich etwa um halb sechs Uhr ins Bett, denn ich hatte im Sinn, den Mitternachtsgottesdienst zu besuchen. Aber als ich den Schlaf nicht fand, kam es mir zu langweilig vor und ich stand um halb acht Uhr schon wieder auf. Doch es ging nicht mehr lange und wir Kinder „verkurzweilten“ uns mit dem Bienenspiel.

Plötzlich hörte ich die Stubentüre aufgehen. Ich dachte: Jetzt wird das Christkind wohl eingekehrt

sein. — Es ist aber auch wahr gewesen. Die Mutter schaute aber drein, als ob nichts passiert wäre. Als sie das Nachtessen fertig eingenommen hatte, sprach sie: „Ihr könnt jetzt in die Stube kommen, aber ihr müsst acht geben, dass ihr nichts herunterreißt!“ So schnell als möglich drängten wir uns in die Stube. Der hell glänzende Christbaum glänzte uns entgegen und die Gaben ebenfalls. Potz tausend, dachte ich, soviele Sachen? Ich sprang voll Freude auf meine Gaben los. Was sah ich? Eine Schülermappe und das gewünschte Etui und ein Schott-Messbuch. — War das eine Freude in den Kinderherzen!

Im Augenblicke dachte ich wieder an den glänzenden Christbaum und an die hell beleuchtete Krippe. Da konnte man wirklich sagen: Das Kindlein liegt auf Heu und auf Stroh. Das Oechslein und das Eselein schauen ganz fröhlich zu dem göttlichen Kind, das in dem Kripplein liegt. Maria und Joseph knien auf dem Boden und beten es an.

Nun sprach die Mutter: „Kommt jetzt ins Esszimmer, bis es Zeit ist in die Kirche“. Wir gingen und machten allerlei Spiele aus dem Spielmagazin.

K. S., 6. Kl.

* * *

Eine persönliche Note bringt der Schreiber des Folgenden in seinen Aufsatz. Freilich hat er unterlassen, Abschnitte zu machen, worunter der nicht übliche Inhalt aber nicht leidet. Auch Wiederholungen sind nicht ganz vermieden. — Obwohl der Vortrag von Weihnachten geschildert wird, spürt man doch aus dem kleinen Erlebnis schon weihnächtliche Stimmung.

Weihnachten.

Am Tag vor Weihnachten musste ich nach Gossau für den Vater. Er gab mir zehn Franken, um ein Paar Holzschuhe zu holen, Nummer 40. Das war eine gute Gelegenheit für mich. Ich wollte nämlich schon lange einmal nach Gossau, um für Mutter und Vater die Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Ich ging sofort in meine Kammer und holte mein zusammengespartes Geld. Ich zählte es nochmals und ging. Als ich in den Laden von Herrn Huwiler kam, sass eine noble Dame auf einem Sessel und probierte ein Paar Schuhe. Als sie einpacken liess und bezahlen wollte, fand sie ihr Portemonnaie nicht mehr. Sie jammerte und klagte: „Jetzt habe ich 30 Franken verloren!“ — Ich schaute auf den Boden. „Heh!“ rief ich, „was liegt dort auf dem Boden?“ — Ein Portemonnaie! Ich nahm es sofort auf und schaute, was sich darin befand. „30 Franken“, sagte ich halblaut. Die Dame suchte noch immer in ihrer Handtasche. Ich lief auf sie zu und fragte: „Habt Ihr (landläufige Form für

Sie) dieses Portemonnaie verloren?“ Erfreut rief sie: „Ja, mein Kind, dies gehört mein, wo hast du es gefunden?“ „Hier“, antworte ich. Als sie das Geld zählte, stimmte es. Sie überreichte mir einen Franken Finderlohn. Ich dankte ihr von Herzen. Als ich die Holzschuhe hatte, musste ich fünf Franken bezahlen. Nachher suchte ich Herrn Schwarzenbach auf. Dann ging ich in die Eisenwarenhandlung und kaufte dem Vater ein Lötapparatlein und der Mutter einen Teeservice. Als ich die Einkäufe gemacht hatte, ging ich noch zu Herrn Jung und kaufte eine Schachtel Datteln für meine Schwester. Dann trat ich den Heimweg an.

O. K., 6. Kl.

* * *

Ich sagte schon, die besten Leistungen einer Klasse seien zum kleineren Teil das Verdienst des Lehrers. Es gibt ja selten eine Klasse, in der sich nicht wenigstens ein oder zwei kleine Schreibe-künstler befinden, die aus allen andern hervorstechen. Die Erfahrung hat auch bewiesen, dass es Kinder gibt, die sowohl nach der alten wie nach der neuen Aufsatzmethode gute Leistungen hervorbringen. Aber gerade bei solchen Kindern ist die Gefahr vorhanden, dass sie ihre Leistungen verwässern, wenn man nicht auf individuelle Arbeiten zielt, da sie eine gleichmässige Stilgeläufigkeit besitzen, die allem gerecht werden kann. Ueber alles wissen sie etwas zu schreiben, aber wenn man näher zusieht, mangelt es diesen Aufsätzen an persönlichem Gepräge, es ist vielfach nur ein Allerweltsgewäsch. Man darf deshalb auch die guten Schüler nicht vernachlässigen, sondern man muss von ihnen auch mehr verlangen als von den andern, ihnen schwerere Aufgaben zusetzen. So haben wir letztes Jahr das Reisläuferwesen ziemlich ausführlich behandelt, und ich habe den Schülern unter anderen Themen auch vorgeschlagen, diejenigen, die Lust dazu hätten, sollten einmal die Weihnachten eines Reisläufers selbständig erzählen, nachdem wir ein Stück ähnlichen Inhaltes in unserem Lesebuch behandelt hatten. Nachfolgend eine dieser Arbeiten.

Weihnachten eines Reisläufers.

Die Uhr des Nachwächters von Andermatt zeigt die sechste Morgenstunde an. Vom Gotthard kommt

ein Krieger. Seine Schuhe sind mit Schnee bedeckt, seine Kleider weisen Blutflecken auf. Es ist ein Söldner, der im Dienste der Franzosen gestanden. Tapfer hatte er Seite an Seite mit seinen Kameraden in den Schlachten um das Herzogtum Mailand gekämpft. Viel Blut sah er fließen, viele treue Kameraden sah er als Helden fallen. Haarscharf waren die Kugeln an ihm vorbeigesaut. Aber Gott hatte ihn immer wieder verschont.

Trotzdem er lange Monate das rohe Kriegshandwerk betrieben hatte, war die zärtliche Liebe zu Frau und Kind nicht erloschen. Er hatte sich lange gesehennt, sie wieder einmal zu sehen und seine väterliche Scholle zu bebauen. —

Sinnend schreitet er weiter und weiter, seinem Heimatdorf zu. —

Nun hat er es erreicht. Wie er bei der Pfarrkirche vorbeigeht, hört er, wie der Priester gerade das „Gloria“ anstimmt. — Bald nähert er sich dem stattlichen Eichhof. Aus dem Stubenfenster fällt ein heller Lichtstrahl auf den Heimkehrenden. Deutlich sieht er seine Jule am Tische sitzen. Ein unterdrückter Seufzer entringt sich ihrer Brust. Leise, über seine begangene Dummheit nachgrübelnd, tritt er ins Haus. Zaghafte klopfte er an die Stubentüre. Beängstigt über den frühen Gast öffnet die Eichhoferin, und — wen sieht sie? Eine bärtige Männergestalt erscheint im Rahmen der Türe. Jubelnd eilt sie auf den bartumwucherten Gesellen zu, den sie gleich als ihren Gatten erkannt hat. Die Kinder stürmen aus ihrer Schlafstube, denn sie meinen, das Christkind sei eingekehrt. Aber weit und breit ist nichts vom Weihnachtskind zu sehen, nur aus der Küche lässt sich eine dumpfe Männerstimme vernehmen. Verängstigt ziehen sie sich in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie die Mutter unter den Decken zuerst suchen muss. — Bald aber erzählt auch ihnen der Vater von den Schlachten in der Lombardei und vor Mailand.

* * *

Wenn man diese Arbeiten mit den bereits angeführten vergleicht, wird man rasch genug heraus haben, welche andere Arbeit die gleiche Schülerin zur Verfasserin hat. Ein für eine Sechstklässlerin sehr reifer Stil, ein gewisser erzählerischer Fluss, eine literarisch angehauchte Darstellungsweise kennzeichnen beide. Dennoch ist nicht alles vollkommen, weder im logischen Ablauf der Geschehnisse, noch im Stil. Eine Ueberforderung aber bedeutet es nicht, wenn man solchen Schülern etwas schwerere Aufgaben nahelegt, obwohl bei solcher Veranlagung

die Gefahr einer einseitigen Entwicklung zum Ueberwiegen der Phantasie vorhanden ist, welcher durch Beobachtungsaufgaben ernstlich gesteuert werden muss. —

Einen grossen Gegensatz zum letzten Aufsatz bildet der folgende, der aber auch aus der Feder einer schwächeren Schülerin stammt. Sie schildert ohne lange Umschweife, kurz und sachlich, das morgendliche Erlebnis. Immerhin ist die Sprache frisch. Und die Kinder nur dazu bringen, heisst schon etwas erzielt haben.

Der Silvestermorgen.

Es ist dunkel in meinem Zimmer. Ich liege wach im Bett. Drunten höre ich Tritte und die Stimme meiner Schwester. Ich denke bei mir: „Ist sie denn schon aufgestanden?“ Jetzt kommt's mir in den Sinn, es ist ja Silvestermorgen. Auch geht schon die Türe auf und herein tritt meine Schwester. Sie sagt zu mir: „Steh schnell auf, dann ist Beda der Silvester!“ Ich gehe sofort aus dem Bett und schlüpfte in die Kleider.

Kaum stehe ich in der Küche, so kommt auch schon mein Bruder die Treppe herunter. „Ha, jetzt kommt der Silvester“, ruft Trudi. Er will es zuerst nicht haben. Aber was nützt ihm das? Wir rufen ihm deshalb doch nach den ganzen Tag.

J. L., 6. Kl.

Trotz seiner Gedrängtheit bildet der Aufsatz ein abgeschlossenes Ganzes. Gerade das verstehen viele Schüler nicht, eine kurze Arbeit in eine abgerundete Form zu gießen. Lässt man aber die Aufsätze vom Schüler vor der ganzen Klasse vorlesen und kritisieren, so wird dieser Mangel immer gleich herausgeföhlt, wie ja übrigens noch tausend andere Dinge, denn bekanntermassen sieht man den Splitter im Auge des Nachbars besser als . . . Natürlich kann man nicht jedesmal alle Arbeiten vorlesen lassen, sondern nur einen Teil, je nachdem die Kritik Zeit in Anspruch nimmt und je nachdem einem Zeit zur Verfügung steht. Wohl aber meine ich, dürfe man auf dieser Stufe die Austauschkorrektur, d. h. das gegenseitige Austauschen der Entwürfe zur Verbesserung pflegen unter Aufsicht des Lehrers. In jedem Zweifelsfalle soll der Korrigierende fragen und auch die

korrigierte Arbeit soll vom Verfasser wieder kritisch zurückgenommen werden. Bei diesem Verfahren muss der Lehrer besonders bei den Schwachbegabten etwas nachsehen.

* * *

Es wäre nun ein Leichtes, noch eine ganze Reihe guter Arbeiten den übrigen anzureihen, allein ich tue wohl besser, auch die andern Leistungen, diejenigen der Mittel- und Schlechtbegabten zu berücksichtigen.

Dass man auf dem Holzweg ist, wenn man glaubt, ein durchschnittlich schlechter Schüler bringe auch im Aufsatz nichts zustande, beweist die folgende Arbeit.

Am Neujahrsabend.

Es war Abend geworden. Mutter und Kinder sassen beieinander in der Stube. Auf einmal ging die Haustüre auf. Es klopfte an die Stubentüre. Mutter ging hin und machte sie auf. Wir Kinder sagten: „Die chomed sicher go 's Neujohr awünsche.“ Mein Vetter und meine Base traten ein. Und wer noch? Beda und Pius. — Sie fragten, was ich zu Weihnachten erhalten habe. Ich antwortete: Eine Eisenbahn. Beda sagte: Zeige sie uns einmal! Wir gingen in die Kammer und ich zeigte ihnen alles. Nach einer Weile rief uns die Mutter. Sofort gehorchten wir. Meine Mutter redete noch lange mit den Leuten. Darum gingen wir noch eine Weile schlitteln. Aber bald rief es: Heicho! Sofort sprangen alle heim. Die Mutter sagte zu mir: „Versorge noch den Schlitten.“ — Nachher ging ich in die Stube und wünschte allen ein gutes neues Jahr. Nach kurzer Zeit schlüpfte ich in die Federn.

Das ist alles so einfach wie möglich, aber lebhaft erzählt. Der Verfasser des Aufsatzes erwies sich fast durchwegs als ganz unbegabt, bis ich ihn einigemal bei geringfügigen Besserleistungen vor der Klasse lobte. Das brach den Bann, und der Knabe zeigte sich allmählich als gar nicht so unbrauchbar wie am Anfang und erfreute sogar das ganze Jahr hindurch mit ganz hübschen Aufsätzchen.

* * *

Nicht bloss St. Nikolaus, Weihnachten, Silvester, Neujahr, die Fastnacht usw. sind Festtage des Winters. Zu einem Festtage

kann dem Kinde jeder Tag werden, der ihm ein eindrucksvolles Erlebnis beschert. So wählte ein mittelmässig begabter Knabe den folgenden Gegenstand aus dem oben bezeichneten Themenkreis.

Am Samstagnachmittag.

Hans Schai, Richard Schai und ich gingen nach Mettendorf in die Käserei. Wir nahmen den Schlitten mit. Hans und ich nahmen auch noch die Skier mit; Richard musste den Schlitten ziehen. Als wir unter der Rosenegg waren, fuhren wir mit den Skieren ein paarmal den Abhang hinunter. Dort schnallten wir unsere Skier ab und gingen hinein. Wir mussten 20 Tilsiterkäse holen, es hatten aber nur 10 auf dem Schlitten Platz. — Nun gingen wir wieder heimwärts. Hans zog den Schlitten ein Stück weit, bis nach dem untern Mettendorfer Weiher. Dort machten wir Halt und gingen nachschauen, ob das Eis dick sei. Wir warfen grosse Steine aufs Eis, aber es brach nicht. Ich sagte: „Ihr dürft es noch nicht probieren, auf das Eis zu stehen, denn es ist noch zu schwach.“ Also machten wir uns wieder auf den Weg. Von da an musste Richard den Schlitten ziehen bis nach St. Margrethen hinauf. Als wir bei St. Margrethen oben waren, schauten wir nach dem Weiher, ob er auch Eis habe. Bald waren wir dort. Richard stampfte mit einem Fusse fest auf das Eis. Als er ganz auf dem Eis stand, brach es und er fiel in das Wasser bis an die Hüfte. Aber zum Glück konnte er sich noch am Gras fassen und mochte wieder ans Land kommen. Hans und ich mochten lachen. Dann schickten wir ihn sofort heim, damit er sich nicht erkälte. Als ich bald daheim war, sagte ich zu Hans: „Do hetmer o chönä sägä: Hebti am Gras.“ Als ich daheim war, erzählte ich das Erlebnis.

A. M., 5. Kl.

Man wird rasch die typischen Fehler dieser Arbeit herausfinden. Der Schreiber ist ein Umstandskrämer, der auf Zickzackwegen zum Ziele kommt, die Wiederholungen liebt und auch die üblichen Gedankensprünge nicht ganz meidet. In mehr als einer Hinsicht könnte so der Aufsatz geradezu als abschreckendes Beispiel gebraucht werden, wenn er nicht andererseits ein eigenes Erlebnis vorbrächte, das freilich allzu bedächtig erzählt wird. Auch eine Arbeit, die nicht unter die Kritik der Klasse geraten war. Man vergleiche die erste der hier abgedruckten Arbeiten mit der letzten.

Die erste stammt von dem in der letzten genannten Freunde Hans. Wie verschiedene Darstellungen! Ja, auch dem kind-

lichen Stile schon ist die Eigenart seines Trägers aufgeprägt.

Andwil.

Hans Ruckstuhl.

Mittelschule

Ligurisch, die Sprache der neolithisch-bronzezeitlichen Orts-, Fluss- und Bergnamen der Schweiz

Die seit mehreren Jahrzehnten so erfolgreich betriebenen vorgeschichtlichen Ausgrabungen auf Schweizer Boden haben uns die verschiedenen aufeinanderfolgenden Schichten des alemannisch-burgundisch-lombardischen Mittelalters, der römischen und der keltischen Eisenzeit, der Bronzezeit, endlich der jüngeren und älteren Steinzeit erschlossen. Wir kennen die Rassenmerkmale jener prähistorischen Schweizer Bevölkerungen sowie ihre stoffliche Kultur vielfach sehr genau bis in die Einzelheiten des täglichen Lebens, der Wohnung und Kleidung, der Werkzeuge und Waffen, der Land- und Viehwirtschaft, der Jagd, usw. Ja, auch über den Bereich der stofflichen Kultur hinaus erlauben die Bestattungsweisen und die Bodenfunde aus Stein, Metall, Knochen, Holz, Stoff usw. gewisse wahrscheinliche oder zwingende Schlüsse auf die geistige Kultur jener versunkenen Völker, auf ihre Religion und Gesellschaftsform.

Aber soviel uns auch die reichsten Bodenfunde direkt oder indirekt über die stoffliche und geistige Kultur der Urzeit und Vorzeit lehren mögen — eines können sie uns niemals lehren: die Sprachen jener Völker. Ueber diese so überaus wichtige Seite des geistigen Lebens bleiben auch die schönsten Skelette, Stein- oder Metallwerkzeuge, Töpferarbeiten, Pfahlbausiedlungen und Fluchtburgen für immer stumm. Über die Sprachen prähistorischer Völker müssen wir uns mit anderen Hilfsmitteln Licht verschaffen, wobei die Bodenfunde höchstens sekundär als Bestätigung mitwirken können. Was vor dem Beginn der Schriftkulturen liegt, kann durch die vergleichende Sprachforschung mittelbar erschlossen werden, allerdings vielfach mit voller Sicherheit, wie z. B. die Indogermanistik muster-gültig beweist.

Ungünstiger liegen die Dinge bei ausgestorbenen Sprachen, zu denen keine jüngeren Tochtersprachen einen Zugang bieten. Auch wenn wir von solchen toten Sprachen Schriftdenkmäler besitzen, wie vom Etruskischen in Italien, ist es äusserst schwer, die betreffende Sprache zu erforschen, obwohl wir die Inschriften dem Buchstaben nach lesen können. Die Entzifferung der sumerischen und elamischen Keilschrifttexte Südbabyloniens und Persiens gelang nur auf dem unendlich mühevollen Umwege über die babylonisch-assyrischen Keilschriften, eine der ruhmvollsten und folgenreichsten Geistestaten des 19. Jahrhunderts. Noch grösser sind die Schwierigkeiten, wenn wir von einem untergegangenen vor- oder frühgeschichtlichen Volke zwar Schriftdenkmäler haben, aber keinen Weg zur Lesung und Erklärung finden, wie z. B. für die verschiedenen Schriftsysteme der altkretischen Kultur des 2. vorchristlichen Jahrtausends oder der erst neuerdings entdeckten Siegelinschriften der Harappa- und Mohendscho-Daro-Kultur im Indusgebiete aus dem 3. und 4. Jahrtausend oder der Fels-Bilderschriften der Ligurer in den Seealpen.

Die allergrösste Schwierigkeit aber liegt dann vor, wenn wir von toten Sprachen nicht einmal solche unlesbare Inschriften besitzen. Und dies ist der Fall bei den vielen für immer verklungenen, spurlos verschwundenen Sprachen der schriftlosen prähistorischen Epochen, des Neolithikums und des Paläolithikums — und das sind mindestens Jahrzehntausende menschlicher Kulturentwicklung. Welche Sprachen redeten die uns archäologisch so wohl bekannten Schweizer Pfahlbauern und Alpenhirten der Jungsteinzeit und Bronzezeit, vor dem Einbruch der indogermanischen Kelten? Das Keltische ist die erste Sprache auf Schweizer Boden, von der wir uns